

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlöhn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlöhn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 M., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.50 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Das Volk erwacht!

Wenn jetzt Wahlen wären! rufen sich alle Reaktionäre im Deutschen Reich bekümmert zu. Uns wäre eine Niederlage sicher, wie wir sie noch nicht erlebt haben! Wenn jetzt Wahlen wären! hallt es durch die Massen des unterdrückten Volkes. Da könnten wir Rache nehmen für die Prellereien bei der letzten Reichstagswahl, wo man uns so tückisch betrogen hat, für die neuen Steuern der Reichsfinanzreform, für die gesamte Reaktion in Stadt und Land! Und mit Grimm im Herzen geht man wieder an die Arbeit. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Bei den nächsten Reichstagswahlen sehen wir uns wieder!

Inzwischen aber zeigt sich bei allen Nachwahlen zum Reichstage, bei allen Landtags-, allen Gemeinderatswahlen, wie tief sich die Erbitterung eingegraben. Sieg auf Sieg fällt der Sozialdemokratie zu. Auch der gestrige Tag hat ihr wieder einen herrlichen Triumph gebracht. In der Stichwahl in Friedberg-Büdlingen hat sich der Sieg an die rote Fahne geheftet. Der Genosse Busold ist mit einer imponierenden Mehrheit gewählt. Nach dem vorläufigen amtlichen Ergebnis erhielt er 11545 Stimmen, der Vertreter des Brotwuchers brachte es nur auf 9413 Stimmen. Nach andern Meldungen ist das Resultat für uns noch viel günstiger. Danach hätte Busold 12383 Stimmen erhalten, sein Gegner 9124. Bei der Hauptwahl vom 14. Juni erhielt unser Genosse 9551 Stimmen, der Liberale 4397, der Bündler 6395. Damit ist ein Wahlkreis der Sozialdemokratie zugefallen, der bisher stets den bürgerlichen Parteien gehört hatte und der seit 1893 einen so ausgesprochenen Reaktionär und Brotwucherer wie den Bündler Oriola in den Reichstag sandte. Es handelt sich, genau so wie in dem ebenfalls frisch eroberten Wahlkreis Uedom-Wollin, um einen rein agrarischen Wahlkreis, in dem der Bund der Landwirte schon seit Jahrzehnten sein verwüstendes Spiel hatte treiben können. Vergebens machten die Bündler im letzten Augenblick noch den elenden Versuch, den Raubmordversuch und das Bombenattentat von Friedberg der Sozialdemokratie an die Rockschöße zu hängen. Die Neue Tageszeitung in Friedberg, ein Organ des Bundes der Landwirte, gab ein Flugblatt heraus, in dem das Attentat der Sozialdemokratie in die Schuhe geschoben wurde. Das war selbst der Friedberger Bürgerschaft zu gemein. Sie verbat sich nach einem oberflächlichen Blick in das Flugblatt einen derartigen Versuch, den politischen Kampf mit den allerschmutzigsten Waffen, die man überhaupt ausdenken kann, zu führen. Auf der Straße konnte man vielfach die Beobachtung machen, daß die Zettelvertreiber recht unansehnlich behandelt wurden. Aber auch einigen Bündlern scheint der Schwindel denn doch etwas zu stark gewesen zu sein. Als man einige der Blätter in den Lokalen öffentlich aushängen wollte, wurde dagegen Einspruch erhoben und die bereits ausgehängten sofort wieder entfernt. So haben die Bündler durch ihre schmutzige Taktik selber noch dazu beigetragen, den Sieg der Sozialdemokratie zu erkönnen.

Dieser Sieg war nur möglich, weil die Empörung über die agrarisch-konservativ-kerikale Mißwirtschaft die breitesten Tiefen unseres Volkes ergriffen hat. Die Drahtseilerei ist aufgegangen.

Jetzt gilt es zu arbeiten! Jetzt gilt es zuzupacken und die Gunst der Stunde bis zum äußersten zu nutzen. Mit der bloßen Mißstimmung ist uns nicht gedient. Aufgabe der Sozialdemokratie ist, diese „Stimmung“ in klare politische Erkenntnis zu verwandeln und sie gegebenenfalls in revolutionäre Energie umzuwandeln; denn die nahe Zukunft wird die deutsche Arbeiterklasse und ihre politische Vertreterin, die Sozialdemokratie, vor Aufgaben stellen, denen sie nur gewachsen ist, wenn ihre Wähler in klarer Erkenntnis der Situation geschlossen hinter ihr stehen. Wir reden nicht erst von den Reichstagswahlen. Sie bilden von jeder ein Stahlbad für die Partei, in das sie mit Freuden hineinstieg und das sie noch jedesmal ver-

jüngt und gekräftigt verließ. Das wird diesmal in noch erhöhterem Maße der Fall sein. Aber die Schwierigkeiten erheben sich erst für die Zeit nach den Wahlen. Der kommende Reichstag hat Befehle von grundlegender Bedeutung für die gesamte Reichspolitik zu schaffen. Er hat über die Erneuerung des Zolltarifs zu beraten, auf dem die ganze blutsaugerische Handelspolitik des heutigen Staates beruht, die den Armen die Lebensmittel um Milliarden verteuert. Er hat die neue Reichsfinanzreform zu beraten, die nicht länger aufschleppbar ist, da trotz der Halbenmilliardenlast des Vorjahres das Loch im Reichsäckel größer und größer wird. Damit aber wird die große Frage der Heeres- und Marinerüstungen aufgeworfen und dabei wird der Finger in jene fürchterliche Wunde gelegt, an der die Finanzen des Reichs sich zu Tode bluten. Kurzum: Der kommende Reichstag wird Entscheidungen über die Grundlagen des Reichs zu treffen haben. Es versteht sich, daß es dabei zu heftigen politischen und sozialen Erschütterungen kommen muß, die um so gewaltiger sein werden, je stärker die Sozialdemokratie im neuen Reichstage ist und je entschlossener sie der Reaktion entgegentritt. Dann wird das Würfelspiel um die soziale Zukunft des Reichs anheben und der Klassenkampf mit all seiner gewaltigen Kraft entbrennen. Dem Reichstagswahlrecht geht man an den Hals und damit gräbt man die Wurzeln aus, auf denen das gesamte Reich beruht. Ehe Junker und Pfaffen eine Erniedrigung der Zollsätze, eine Belastung der Reichsfinanzen durch Reichssteuern, eine Beendigung der Kriegsrüstungen zulassen, eher zerreißen sie das Reichstagswahlrecht und proklamieren den Bürgerkrieg.

Dann aber kommt es nicht auf mißgestimmte, sondern auf klare Köpfe an. Der Kampf gegen die Reaktion, wenn es hart auf hart geht, kann kein Kampf der „Führer“ sein! Die Massen müssen selber wissen, worum es sich handelt und sie müssen im gegebenen Falle bereit und entschlossen sein, auf der Bühne zu erscheinen und in das Spiel der bürgerlichen Politik einzugreifen. Nur wenn die Reaktion weiß, daß das Proletariat vor keinem Opfer, vor keinem Entschluß zurückschreckt, daß es gesonnen ist, dem frechtsten Attentat der Reaktion mit der wichtigsten, der schwersten Waffe, dem politischen Massenstreik, entgegenzutreten, nur dann kann der Kampf der Sozialdemokratie in den Parlamenten mehr sein als tönendes Erz und klingende Schelle.

Diese Klarheit gilt es zu schaffen. Allenthalben! Restlos! Wir haben keine Zeit zu verlieren. Das beste Mittel aber zu dieser Aufklärung der Köpfe ist

die proletarische Presse.

Wer an ihrer Verbreitung sich beteiligt, der leistet dem Proletariat den besten Dienst.

Die Leipziger Volkszeitung steht seit 17 Jahren im Vorkampf gegen die Reaktion, und die Leipziger Arbeiterschaft hat ihrem Blatt, das sie sich geschaffen, stets die Treue gehalten. Aber noch stehen Tausende und Abertausende beiseite, die sich nicht zurechtfinden in der politischen Situation. Sie sind mißgestimmt, aber ihnen fehlt die Erkenntnis. Sie gilt es in erster Linie zu gewinnen und sie sind jetzt auch am leichtesten zu gewinnen.

Arbeiter Leipzigs! Hier gilt es einzufehen! Jeder wirke für die Verbreitung der

Leipziger Volkszeitung,

damit, wenn die schweren politischen und sozialen Stürme über uns hereinbrechen, die deutsche Sozialdemokratie auf ein Heer aufgeklärter, klassenbewußter, zielklarer Kämpfer bilden kann.

Dann mögen sie kommen, die Stürme!

Seuilleton.

Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kalifornien von Frank Norris. Einzige berechtigte Uebersetzung von Eugen v. Kempster. Nachdruck verboten.

Borhänge von dunkeln Brokat und gelbliche Spitzgardinen mit kunstvoll eingewebten Namensanfängsbuchstaben hingen vor den Fenstern. Gerade gegenüber von dem Kamin war ein gotisches Fenster mit herrlicher Glasmalerei angebracht, das sein Licht von dem Wintergarten nebenan erhielt. Die in glänzende Rüstungen gehüllten Gralsritter, Kohengrin mit seinem Schwan und Parsifal, der ein Banner trug, waren die Mittelfiguren. Das Fenster, ein wahres Meisterstück, wirkte wundervoll; es schimmerte, flammte und glühte in hundert Farben und Tinten, in Purpur, Weinrot, Rosa, in strahlendem Blau, in Goldgelb und einem Violett, das fast schwarz erschien.

Der den ganzen Fußboden bedeckende Teppich war so weich und elastisch wie kurzgeschorener Rasen. Felle, unter denen das eines riesigen Eisbären besonders auffiel, und kleinere Teppiche aus Seidenjammet waren in geschmackvoller Anordnung darüber gebreitet. Die eine Ecke nahm ein Renaissancezierschrank aus Ebenholz ein, der Presley um mehrere Fuß überragte und mit Elfenbein und Silber eingelegt war; in der Mitte stand ein wie Eisen schwerer großer Tisch von schwarzer flämischer Eiche. Ein feiner Duft von Sandelholz erfüllte die Luft. Vom Wintergarten her war das leise Klätschern eines Springbrunnens zu hören. Zahlreiche elektrische, in den Fries zwischen den Kapitälern eingelassene Glühlampen verbreiteten, hinter Halbkugeln von mattem Glase brennend, ein mildes Licht.

Frau Gerard ging ihren Gästen entgegen. „Ah, da ist ja Herr Presley, unser junger Dichter, auf den wir alle so stolz sind. Ich fürchtete schon, Sie würden nicht kommen können. Sie bereiten mir ein besonderes Vergnügen, daß ich Sie willkommen heißen darf.“ Ein Diener trat vor sie hin. „Es ist angerichtet, Madame!“ meldete er.

Frau Hooven hatte sich, nachdem sie aus dem Kosthaus gewiesen war, an die nächste Straßenecke gestellt, um dort auf Minnas Rückkehr zu warten; die kleine sechsjährige Hilda hielt die Hand der Mutter.

Sie war durchaus noch keine alte Frau, aber schwere Arbeit hatte sie vorzeitig altern lassen. Auf Schönheit konnte sie keinen Anspruch mehr machen, und es war ihr auch gleichgültig geworden, wie sie ausah. An dem verhängnisvollen Tage trug sie einen verschönten Kapotthut, der mit künstlichen Blumen von schmutzigem Rot besetzt war. Um die Schultern hatte sie ein kariertes Wolltuch geschlungen. Auf die Straße gesetzt wie Minna, war sie noch übler daran als diese; denn ihr Geldtäschchen, das eine klägliche Handvoll Zehn- und Fünfscentstücke enthielt, lag in dem von der Wirtin beschlagnahmten Koffer. Minna war, bis sie ihre fünfunddreißig Cents ausgegeben hatte, nicht völlig mittellos. Ihre Mutter und die kleine Schwester aber waren gleich vom ersten Augenblick nach ihrer Austreibung von allem entblößt.

Während Frau Hooven auf Minna wartete und jede Straßenecke und jeden herannahenden Fußgänger beobachtete, erschien ein Polizist, der sie fragte, was sie triebe. Als er keine Antwort erhielt, forderte er sie auf, weiterzugehen; stehen bleiben dürfe sie nicht.

Minna hatte schon wenig Zuversicht in dem ihr von der Großstadt aufgedrungenen Daseinskampfe gezeigt; ihrer Mutter aber fehlte jedes Selbstvertrauen. Kummer und Not, drückende Armut und vor allem andern die namenlose Angst vor dem Gedränge und dem Lärm der

Straßen, hatte einen betäubungsartigen Zustand in ihr hervorgerufen; sie war stumpf und stumm wie ein vor Angst starres Tier. Nur noch ein Trieb war in der armen, einfältigen, vorängstigten und verstümmten Frau rege. Sie hing an ihrem Leben und dem ihrer kleinen Tochter Hilda mit der blinden, verzweifelten Beharrlichkeit einer ertrinkenden Ratze.

Wortlos gehorchte sie dem Befehle weiterzugehen und versuchte es nicht einmal, dem Polizisten ihre Lage auseinanderzusetzen. Sie ging bis zur nächsten Straßenecke und kehrte nach einigen Augenblicken zurück, um wieder von ihrer Ecke aus nach den Wagen der Kabela-bahn auszuspähen und angstvoll die Bürgersteige entlang zu blicken.

Wieder wies sie der Polizist fort, und wieder gehorchte sie, ohne Einspruch zu tun. Als der Beamte sie aber zum drittenmal an der verbotenen Ecke traf, da wurde er ärgerlich. Er ging der schon Davonschleichenden nach und packte die Arme, die in topfloser Hartnäckigkeit eben wieder umkehrte, an der Schulter.

„Wollen Sie denn arretiert werden, wie?“ herrschte er sie an. „Wollen Sie, daß ich Sie einsperre? Wollen Sie das? Nun, so reden Sie doch!“

Die unheilkundenden Worte wurden in ihrer ganzen Bedeutung von Frau Hoovens schwerfälligem Begriffsvermögen erfaßt. Arretiert! Sie sollte arretiert werden. Die Furcht der Bäuerin vor dem Gefängnis trieb mit scharfem Stachel ihre widerwillig umkehrenden Fersen zur Flucht. Sie eilte fort in der Absicht, auf ihren Posten zurückzukehren, sobald der Polizist gegangen wäre. Als sie sich aber endlich umwandte und das Kosthaus wieder zu finden suchte, entdeckte sie zu ihrem Schrecken, daß sie sich in einer ihr unbekanntem Straße befand. Sie mußte, ohne es zu merken, um eine Ecke gebogen sein. Zurückzufinden vermochte sie sich nicht. Sie und Hilda hatten sich verirrt.

„Mammit, ich bin müde,“ klagte Hilda. Die Mutter nahm sie auf den Arm.